

SARAH ZETTEL
Im Schatten von Camelot

Buch

Lady Rhian von den Moorlanden ist auf der Flucht vor ihrem Vater, der die junge Frau mit einem dunklen und kaltherzigen Magier vermählen will. Während Rhian nur mit ihrem Bogen und einer gehörigen Portion Selbstvertrauen durch die Wälder streift, trifft sie auf den edlen Sir Gawain. Dieser eilt gerade nach Camelot, um König Artus vor einer gefährlichen Intrige zu warnen. Natürlich weiß Gawain nur allzu gut, dass seine lebenswichtige Kunde keinen Aufschub duldet, aber gegen den Zauber der jungen Rhian, deren Mut nur noch von ihrer Schönheit übertroffen wird, ist selbst der große Ritter der Tafelrunde machtlos...

Autorin

Sarah Zettel wurde 1966 in Kalifornien geboren und lebt heute in Michigan. Nach einigen futuristischen Romanen, für die sie unter anderem mit dem renommierten Locus Award ausgezeichnet wurde, wagte sie sich schließlich zur großen Begeisterung von Kritikern und Lesern gleichermaßen auf das Gebiet der Fantasy vor.

Weitere Informationen über die Autorin unter
<http://www.sff.net/people/sarah-zettel/Site/Home.html>

Von Sarah Zettel bereits erschienen:

DAS LICHT VON ISAVALTA: 1. Die Intrige der Kaiserin (24145),
2. Der Thronräuber (24146), 3. Die Rache des Feuervogels (24147)

DIE CAMELOT-SAGA: 1. Im Schatten von Camelot (24320)

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Sarah Zettel

Im Schatten
von Camelot

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Patricia Woitynek

blanvalet

Die Originalausgabe dieses Romans erschien unter dem Titel
»Camelot's Shadow« bei HarperCollinsPublishers, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2008 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Sarah Zettel

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008

by Verlagsgruppe Random House GmbH

Published in arrangement with the author

c/o BAROR International, Inc., Armonk, New York, USA

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagillustration: Anke Koopmann/shutterstock

Redaktion: Waltraud Horbas

Lektorat: Urban Hofstetter

Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-24320-4

www.blanvalet.de

*Für all jene, die die Geschichte
über die Jahre erzählten*



Prolog

Der Regen strömte zwischen den Bäumen herab, als wollte er eine neue Sintflut entfesseln. Sein Rauschen dämpfte Jocosas Stöhnen. Die Eichen hatten einigen Schutz geboten, solange der Regen in sanften Tropfen gefallen war, doch nun schützten sie vor dem Wasser so wirkungsvoll wie ein Sieb.

Behutsam lenkte Lord Rygehil sein Pferd ein paar Schritte zurück und hob dann den Vorhang von Jocosas Sänfte. Der Regen floss in Rinnsälen über die Kissen und die drei Frauen, die auf ihnen kauerten. Rastlos warf sich Jocosa unter ihrem wollenen Umhang hin und her, verloren in ihren schrecklichen Wahnbildern. Die beiden Kammerfrauen, die ihre vom Fieber gepeinigzte Herrin flankierten, blickten in stummer Verzweiflung zu ihrem Lord auf.

Rygehils Kehle war wie zugeschnürt. Er ließ den Vorhang sinken.

Verflucht sei dieser Regen. Er schlug sich mit der Faust auf den Oberschenkel und starrte unter der Kapuze seines Umhangs hervor in den dunkler werdenden Himmel. *Verflucht seien König Artus und seine Krönungszeremonie, verflucht seine nutzlosen Naturwissenschaften, und verflucht möge ich selbst sein, dass ich Jocosa den Strapazen dieser Reise ausgesetzt habe.*

Der Regen trommelte unerbittlich auf seinen Kopf und seine Schultern. Sein Pferd bewegte sich unruhig unter ihm, es schüttelte die Mähne und stampfte mit den Hu-

fen. Das Tier triefte vor Nässe und fror zweifelsohne. Rygehil konnte den Dampf, der von seinem Rücken aufstieg, eher riechen als sehen. Die Ritter um ihn herum waren mindestens genauso schlimm dran, wenn nicht gar schlimmer.

Vergib mir, Gott. Vergib mir. Rygehil beugte den Kopf tief über den Hals des Pferdes. *Heilige Mutter Gottes, rette meine Gemahlin. Ich liebe sie, ich liebe sie. Nimm mich an ihrer Stelle. Ich gehe frohen Herzens in mein Grab, doch verschone Jocosa, die Strahlende, Einzigtige. Ich flehe dich an!*

»Hufschläge, Mylord«, sagte Whitcomb. Rygehil sah auf. »Liath hat nun endlich wieder zu uns aufgeschlossen.«

Ohne auf einen Befehl zu warten, trieb Whitcomb sein Pferd hinaus auf die Straße. *Eher ein Meer von Schlamm*, dachte er kläglich, als das Tier bis über die Fesseln im Morast versank.

Obwohl die Wolken die Nacht viel zu früh hatten hereinbrechen lassen, konnte Rygehil den jungen Liath ausmachen, der aus seinem Falbpony alles herausholte, was in dem armen Tier steckte.

»Eine Festung, Mylord!«, schrie Liath, als er sie fast erreicht hatte. Er fuhr sich mit der Hand über seine Kapuze und sandte damit einen weiteren Sturzbach seine Schultern hinab. »Eine alte römische Garnison. Das Dach ist stellenweise unversehrt. Sie wird uns zumindest etwas Schutz bieten und einen Platz, an dem wir ein Feuer entfachen können.«

Ein Hoffnungsfunke glimmte in Rygehils Herzen auf. Ein Feuer, ein trockener Lagerplatz zum Ausruhen, das könnte für Jocosas Zustand der alles entscheidende Unterschied sein.

»Dann führe uns hin, Junge«, rief Whitcomb, noch be-

vor Rygehil die Worte herausbrachte. Rygehil wandte sich um und sah, wie Whitcomb die Riemen überprüfte, mit denen die Sänfte an den Rücken der Maultiere befestigt war.

»Wir brechen auf«, brüllte Whitcomb, ein Auge auf die Sänfte und die Männer, das andere auf seinen Lord gerichtet. »Seid schnell und behutsam mit meiner Herrin!«

Rygehil ließ seine Ritter an sich vorbeiziehen. Sie waren derart durchnässt, dass sogar ihre Kettenhemden aufgehört hatten zu klirren. Er nahm seinen Platz neben Jocasas Sänfte ein und ritt am äußersten Rand des Weges einher. Das Dröhnen des Regens, das platschende Geräusch von Hufen im Schlamm, das Klopfen, Klirren und Rascheln aus hunderterlei Quellen machten es ihm unmöglich, zu erkennen, ob ihr Stöhnen aufgehört hatte oder nicht.

Sicherlich ist sie noch nicht verstummt, nicht wenige Minuten entfernt von einem schützenden Dach und Wärme. Nein. Sie ist noch nicht derart schwach. Noch nicht.

Sein Geist füllte sich mit tausend Erinnerungen: An den körperlichen Schlag, den er empfunden hatte, als er ihrer Schönheit zum ersten Mal gewahr wurde; daran, wie sein Herz gejubelt hatte, als sich ihre Lippen zum ersten Mal berührten; daran, wie sie sich voller Anmut und Selbstvertrauen in seiner Halle bewegt und alles zu größtmöglichem Nutzen geordnet hatte; daran, wie er einst aus einem langen, trägen Fieber erwacht war und in ihre braunen Augen geblickt hatte, die auf ihn herabsahen.

Rygehils Herz krampfte sich schmerzhaft in seiner Brust zusammen. Er war viele Male von seinem Vater und seinen Brüdern dafür getadelt worden, einer einzigen

Frau so viel Bedeutung beizumessen. Er hatte ihnen niemals auch nur zuhören wollen.

Rygehil zwang sich, seine Augen von der Sänfte und ihren schlaffen Vorhängen abzuwenden. Er lenkte seine Aufmerksamkeit stattdessen auf die sumpfige Straße, darauf hoffend, einen Blick auf Liaths Garnison zu erhaschen.

Die Straße machte eine Biegung und wand sich anschließend einen kleinen Hügel hinab. Die Männer fluchten, während sie versuchten, ihre Pferde den morastigen Abhang hinunterzuführen.

»Es ist nun nicht mehr weit, Mylord!« Liath trieb sein Pony vorwärts, obwohl das Tier unter ihm zu bocken begann. Schließlich gab es seinen Widerstand auf, klemmte die Hinterbeine unter den Schweif und rutschte geradewegs den Hügel hinunter. Liath glotzte wie ein Fisch, blieb aber auch dann noch im Sattel, als das Pony am Fuße der Böschung angekommen wieder auf alle viere sprang. Rygehil überlegte einen Moment lang, ob der Junge nun ein außergewöhnlich guter Reiter oder ein sehr dummer war. Trotz seiner verzweifelten Angst um Jocosa ließ er sein Pferd sich selbst seinen Weg nach unten suchen. Er konnte fühlen, wie sich die Muskeln des Tieres anspannten und verkürzten, während es darum kämpfte, nicht zu stürzen. Rygehil versuchte, seine Aufmerksamkeit so lange von der Sänfte zu nehmen, bis er sicher sein konnte, dass er nicht abgeworfen würde.

Die Bäume teilten sich am Fuße des Hügels und öffneten sich zu einer Aue hin, die von der Straße aus zu einem sanften Hang anstieg. Am obersten Punkt der Anhöhe entdeckte Rygehil Liaths Zuflucht. Sein erster Gedanke sagte ihm, dass sie viel zu klein war, um eine Festung oder Garnison zu sein, doch schienen sich die Schat-

ten zu verdichten, während er sie anstarrte, bis er sich schließlich nicht mehr sicher sein konnte, bei welchem Teil es sich nun um Mauerwerk, bei welchem um Zwielicht handelte. Aber trotzdem konnte er das Tor ganz klar erkennen. Das Gebäude schien zwei Stockwerke hoch zu sein, mit einem spitz zulaufenden Dach, das im letzten Licht des Tages einen soliden Eindruck machte. Eine Villa vielleicht oder ein alter Tempel, den jemand in einen Vorposten oder ein Versteck verwandelt hatte, bevor Artus seinen Frieden über die Insel verbreiten konnte.

Während sich die Pferde die schlammige Steigung hinunterkämpften, wurde der Regen noch einmal um das Zweifache stärker. Rygehil konnte lediglich eine Handspanne weit sehen. Hinter ihm bemühte sich Whitcomb, die Männer zu führen, die die Verantwortung für die Sänfte trugen. Er musste brüllen, um sich über den Lärm des Regens hinweg Gehör zu verschaffen. Rygehil stieg von seinem Pferd ab und übergab Liath die Zügel. Mit einer Schulter den Dummkopf aus dem Weg stoßend, der gerade versuchte, das störrische Maultier unter der Sänfte gefügig zu machen, ergriff er das Halfter des Tieres. Mit fester Hand und beruhigenden Worten führte er das Maultier weiter. Whitcomb nahm sich des zweiten an, und gemeinsam kämpften sie sich weiter auf die Zuflucht zu.

Nach einer Zeitspanne, die sich wie tausend Jahre sintflutartiger Regenfälle und beständigen Dämmerlichts anfühlte, vernahm Rygehil das Geklapper von Hufen auf Pflastersteinen. Er lüftete den Rand seiner Kapuze und sah die Umrise ihres auserkorenen Zufluchtsortes sich gegen den dunklen Himmel abzeichnen, ein schwarzer Schatten vor undurchdringlichem Grau. Alles, was er erkennen konnte, waren die überdachte Veranda und das zu seiner Überraschung offen stehende Tor.

»Macht die Sänfte meiner Gemahlin los«, ordnete Rygehil an. »Liath, sieh nach, ob du etwas für die Tiere ausfindig machen kannst, das als Stall dienen könnte. Du und du«, sagte er auf zwei undeutliche Gestalten zeigend, »ihr helft mit den Pferden. Falls sich sonst nichts für sie findet, bringt sie auf die Veranda.«

Mit vor Kälte klammen Fingern lösten die Männer die Befestigungsriemen der Sänfte. Una, Jocosas Zofe und engste Vertraute, spähte hinter den Vorhängen hervor und musterte die Szene mit scharfem Blick. In eine Wolke von Röcken und Schleiern gehüllt, sprang sie einen Moment später hinunter. Binnen einer Sekunde war sie durchnässt bis auf die Haut, doch ihrem Gezeter nach zu urteilen war ihr das vollkommen gleichgültig.

»Meine Herrin darf nicht so durchgeschüttelt werden. Seid vorsichtig, ihr Grobiane – Mylord, Mylord, Ihr müsst behutsamer zu Werke gehen, wenn Ihr Mylady herunterhebt...«

Mit Una gleich einer aufgeregten Henne um sie herumflatternd, erreichten sie die Veranda. Unter das Vordach zu treten war ein Gefühl, als würde man dem Ozean entsteigen. Rygehil warf seine Kapuze zurück und fühlte einen letzten Wasserguss seinen Hals hinunterströmen.

Sie schafften es, die Sänfte durch den offenen, dunklen Zugang zu hieven. Rygehil nahm den Geruch von Moder, Schmutz und Gefangenschaft wahr. Seine Stiefel dröhnten auf dem Lehm Boden. In seinem Bemühen, trotz der Düsternis etwas zu erkennen, traten ihm fast die Augen aus den Höhlen.

»Hier scheint soweit alles in Ordnung zu sein, Mylord.« Whitcombs Stimme klang seltsam barsch in der Finsternis.

»Gut, gut, setzt Mylady ab.« Rygehil hörte ein klat-

sches Geräusch und nahm an, dass Una ihre Röcke auswang. »Oh, nicht da, bei allen Heiligen, doch nicht mitten im Luftzug. Hier herüber, hier.« Rygehil machte ihren Schatten aus und lenkte die Sänfte in ihre Richtung. Sie hatte Recht. Bis es ihnen gelungen war, ein Feuer zu entzünden, wäre Jocosas im Schutz einer Ecke, wo sie nicht dem Zug aus der Türöffnung ausgesetzt war, besser aufgehoben.

Er und Whitcomb setzten die Sänfte so sanft wie möglich ab. Rygehil hörte, wie sich die feuchten Vorhänge bewegten. Eine Gestalt krabbelte heraus. Maia, eine junge, plumpe Frau, die erst seit kurzem in Jocosas Diensten stand, keuchte dabei vor Anstrengung.

Rygehil holte tief Luft. »Wie geht es deiner Herrin?«
»Ich ... oh, Mylord...«

Rygehil fiel neben der Sänfte auf die Knie. Er warf seine Handschuhe beiseite und hob den durchnässten Vorhang mit zitternden Händen. Er konnte nichts sehen. Seine Finger schoben sich blind nach vorn und berührten plötzlich Haut, die so kalt war wie Marmor.

»Nein«, flüsterte er. Jocosas Arm lag eiskalt unter seiner Handfläche. Er tastete ihn die ganze Länge hinauf bis zu ihrer Schulter ab. Sie war so dünn, so ausgezehrt. Er konnte direkt unter ihrer Haut die Knochen spüren. Er fasste hinüber zu ihrer Brust, ihrem schönen, blassen Fleisch, das er so viele Male geküsst und gestreichelt hatte. Nun legte er seine Hand flach und schwer dagegen, um ihren kostbaren Atem zu finden. Doch ihr Busen lag still, und Angst erstickte ihm Herz und Verstand.

Dann hob sich ihr Brustkorb einmal unter seiner Hand, und dann wieder, und schließlich noch einmal.

»Sie lebt«, rief er aus. »Sie ist noch am Leben.«

»Gelobt sei Gott der Herr«, rief Una aus. »Eilt euch

nun, ihr Männer, und seht zu, dass ein Feuer entfacht wird. Es muss sich etwas Brennbares finden lassen. Maia, halte deinen Umhang hoch, Mädchen, und schütze mich vor den Blicken dieser Grobiane. Mein Unterhemd ist noch trocken. Wir können unsere Herrin aus ihren nasen Kleidern befreien und sie darin einhüllen.«

»Mylord?« Whitcomb berührte Rygehils Schulter.

Rygehil hob den Kopf. Etwa zwanzig Schrittlängen entfernt, in Richtung dessen, was er für die hintere Begrenzung ihrer Zuflucht gehalten hatte, stand ein Bogentor. Dahinter flackerte der Widerschein goldenen Feuers gegen steinerne Wände und ließ eine nach unten führende Treppe erkennen.

Rygehil kam langsam auf die Füße. »Es scheint, als wären wir nicht die Ersten, die hier Schutz suchen.«

»Hallo!«, rief Whitcomb. »Seid begrüßt, Reisender!«

Sie warteten, bis das Echo seiner Stimme verklungen war. In der Stille bemerkte Rygehil, wie wenig der neue Lichtschein zu enthüllen vermochte. Er konnte den Durchgang erkennen und die obersten Treppenstufen, doch weiter nichts. Er konnte weder die Wände des Raumes sehen, in dem er sich befand, noch die hinter ihm liegende Türöffnung. Er konnte, wie er erschrocken feststellte, nicht einmal mehr den tosenden Regen hören.

Was ist dies hier? Er unterdrückte das Bedürfnis, sich zu bekreuzigen. Dies war ein Ort mit einem Feuer für Jocosä. Ein Feuer, das sie brauchte, um am Leben zu bleiben.

»Una, Maia, kümmert euch gut um meine Gemahlin.« Sanft legte Rygehil eine Hand an den Vorhang der Sänfte. »Whitcomb, wir beide werden gehen, um mit dem zu sprechen, dem wir dieses Feuer verdanken. Ihr Übrigen, haltet euch bereit.« Er berührte das Heft seines Schwertes, als

sei es ein Stück des Wahren Kreuzes, dann setzte er sich in Bewegung.

»Mylord...« Rygehil wandte sich um und sah Whitcomb an. Was auch immer dieser hatte sagen wollen, er schien es sich offensichtlich anders überlegt zu haben, denn er schloss den Mund und folgte seinem Herrn wortlos.

Das Licht blendete Rygehils Augen, die zu lange in Dunkelheit gewesen waren. Er musste sich an der Wand entlangtasten, um seinen Weg sicher zu finden. Der Stein fühlte sich unter seiner Hand glatt und kühl an und solide unter seinen Stiefeln. Als sich seine Sicht klarte, sah er die Vertiefungen in der Mitte der Stufen, die sich durch Jahre und Jahrzehnte der Benutzung darin eingegraben hatten. Was auch immer dieser Ort sein mochte, er war zweifellos sehr alt.

Rygehil zählte fünfzehn Schritte, bevor seine Stiefel wieder auf Erde traten. Sie standen nun in einem kurzen, steinernen Korridor, der sich auf der linken Seite nach oben hin öffnete. Es war eigenartig, aber dieser Keller roch sauberer als der Raum darüber. Er schien trocken zu sein und war durchdrungen vom scharfen Geruch eines Holzfeuers. Das Licht der flackernden Flammen verlieh den Steinwänden einen Schimmer von Orange, Rot und Gold.

»Wer ist da?«, fragte Rygehil, als er sich weiter nach vorn bewegte. Wieder gab ihm nur das Schweigen Antwort.

Er erreichte die Wandöffnung und spähte in die darunterliegende Kammer. Als Erstes sah er das lodernde Feuer in der Mitte des Raums. Seine Hitze wehte zu ihm herüber wie ein willkommener Traum. Gegen die goldenen Flammen zeichnete sich schwarz die Silhouette eines hochgewachsenen Mannes ab, dessen Kleider sich in

schweren Falten bis zum Boden ergossen. Rygehil konnte das Profil eines kantigen Gesichts mit tiefliegenden Augen erkennen, doch viel mehr nicht. Der Mann stand vollkommen still und starrte in das Feuer, als bewahrte es die Geheimnisse des Himmels.

Allmählich, während sich seine Augen an das Spiel von Licht und Schatten gewöhnten, konnte Rygehil weitere Einzelheiten der Kammer erkennen. Abgesehen von dem seltsamen, andächtigen Mann befand sich in ihr eine große Anzahl grob gezimmerter Tische. Diese waren beladen mit Kohlenpfannen, Schmelztiegeln, Destilliergefäßen und verschiedenen aus Ton gefertigten, gedrunghenen Messbechern. Dann gab es noch Behältnisse aus klarem, geblasenem Glas, und das in einer Vielzahl, wie Rygehil sie noch nie in seinem Leben erblickt hatte. Sie enthielten unter anderem Klumpen von Rohmaterialien, verdrillte Metallstücke und andere Gebilde, deren Natur Rygehil nur erahnen konnte, doch dann drang ihm über den sauberen Geruch des Holzfeuers hinweg ein derber, animalischer Gestank in die Nase, und er beschloss, lieber nicht näherzutreten. Weitere Tiegel hingen von den Deckenbalken des Kellers herab, zusammen mit Bündeln getrockneter Kräuter sowie hier und da einem toten Vogel oder Hasen.

Plötzlich wandte sich der Mann um und musterte Rygehil mit durchdringendem Blick. Zu seiner eigenen Schande trat Rygehil einen Schritt zurück und legte seine Hand auf den Griff seines Schwertes.

»Eure Frau ist sehr krank.« Die Stimme des Fremden war sanft und trocken, sein Tonfall hingegen beinahe melodisch.

Rygehil schluckte schwer. »Wer seid Ihr, edler Herr, dass Ihr von ihren Nöten wisst?«

Der Fremde lächelte dünn. »Man nennt mich Euberacon Magus, und ich bin der Herr dieses Ortes, wie Ihr seht.« Er winkte mit einer langgliedrigen Hand in Richtung des über ihnen gelegenen Raums. »Ich weiß alles, was innerhalb seiner Mauern geschieht. Folglich weiß ich, dass Eurer Frau – Eurer geliebten Gemahlin, wie Ihr sie nennt – Gefahr für ihr Leben droht.«

Rygehil bemerkte, dass seine Hand noch immer auf dem Schwertgriff ruhte. Er beließ sie, wo sie war. »Sie benötigt Obdach und ein Feuer. Edler Herr, da Ihr den Vorzug von beidem genießt, flehe ich Euch an, uns zu erlauben, Euch um die Gunst Eurer Gastfreundschaft zu bitten...«

»Sie braucht mehr als das.« Euberacon wandte seinen Blick wieder dem Feuer zu. »Der Tod auf seinem fahlen Ross sucht draußen im Sturm nach ihr. Er könnte durchaus seinen Weg hierher finden, falls nichts unternommen wird, um ihn aufzuhalten.«

Rygehils Magen krampfte sich bei diesen Worten schmerzhaft zusammen. Im selben Moment berührte Whitcomb seine Schulter. »Mylord, mir gefällt das nicht. Mir gefällt dieser Mann nicht, und das Gleiche gilt für seine Mutmaßungen und Geheimnisse. An diesem Ort hier ist etwas Unreines.«

»Euer Gefolgsmann tut gut daran, Euch zur Vorsicht zu mahnen.« Mit einem weiteren dünnen Lächeln auf seinem langen, von Linien durchzogenen Gesicht drehte Euberacon sich wieder zu ihnen um. »In der Tat sollte man jeder Kunst, jeder Wissenschaft und jedem, der selbige praktiziert, mit Vorsicht begegnen.«

Rygehil bedeutete Whitcomb mit einer Handbewegung, zu schweigen. »Seid Ihr ein Philosoph, Mylord? Verfügt Ihr über die Fähigkeit, zu heilen?«

Euberacon senkte bescheiden den Kopf. »Allerdings, Sir. Bringt die Frau zu mir. Ich will sehen, was ich für sie tun kann.«

»Mylord«, flüsterte Whitcomb erneut. Rygehil schenkte ihm keine Beachtung.

»Ich danke Euch, Edler Herr. Wir werden sie unverzüglich hierherbringen.«

Er begann, die Treppe wieder hinaufzusteigen. In seinem Rücken konnte er Whitcomb spüren, den es danach drängte, noch etwas zu sagen.

»Hier ist Hoffnung für Jocosa, Whitcomb«, sprach Rygehil sanft. »Was sonst könnte mich kümmern?«

»Ich fürchte, dass es hier mehr Gefahr als Hoffnung gibt«, murmelte Whitcomb. »Wenn sie nun stirbt, ist zumindest ihre Seele in Sicherheit, ebenso wie die Eure.«

Trotz der räumlichen Enge wirbelte Rygehil zu ihm herum. »Sprich noch einmal auf diese Weise, Cein Whitcomb, und ich werde dir das Herz aus dem Körper reißen. Jocosa wird nicht sterben. Sie *wird nicht* sterben.«

Er eilte die restlichen Stufen hinauf in die Dunkelheit der oberen Kammer. Seine Männer nahmen ihn wortlos in Empfang. Zweifellos hatten sie seinen Ausbruch gehört, doch das kümmerte ihn nicht.

»Wir haben den Herrn dieses Hauses getroffen. Er ist ein Philosoph und kann meiner Gemahlin vielleicht helfen. Wir sollen sie zu ihm bringen.«

Es war unmöglich, die Sänfte durch den engen Treppenaufgang zu befördern, deshalb bettete Rygehil Jocosa vorsichtig in seine Arme. Ihre Zofen hatten sie in Unas trockenes Unterhemd gehüllt und außerdem einen Umhang gefunden, dessen Innenseite nicht nass geworden war. Trotzdem war ihre Haut feucht von ihrem eigenen Schweiß, und sie lag viel zu still für ein lebendes Ge-

schöpf. Sie gab keinen Laut von sich, als er sie hochhob. Ihr Kopf sank seitlich gegen seine Brust. Er beugte sich hinunter, um seine Lippen auf ihre Stirn zu pressen, und fühlte dort die Hitze des Fiebers wie ein Feuer brennen. Ihr einziges Lebenszeichen war das viel zu unregelmäßige Heben und Senken ihrer Brust.

Dicht gefolgt von Whitcomb und Una trug er sie die Stufen hinab.

Euberacon hatte seinen Platz am Feuer verlassen. Er stand nun an einem der Holztische, den er von seinen Instrumenten und dem übrigen Ballast befreit und mit einem sauberen, gebleichten Tuch bedeckt hatte. Rygehil legte Jocosa darauf und trat dann zurück.

Euberacon sah zuerst ihn an, dann Whitcomb und schließlich Una.

»Schickt die Unwürdigen fort.«

Rygehil wandte sich ihnen zu. »Kehrt nach oben zurück. Ich werde euch rufen, falls es nötig ist.«

»Mylord...«

»Aber Mylord...«

»Geht!«, befahl Rygehil scharf. »Ihr werdet nicht gebraucht. Ich werde für alles Notwendige sorgen.«

Sie widersprachen nicht länger, doch Rygehil erkannte an ihren Mienen, dass sie es gern getan hätten. Nachdem das Echo ihrer Schritte verklungen war, blickte Euberacon wieder zu Jocosa hinunter.

Er unterzog sie einige Minuten lang einer genauen Untersuchung. Er senkte sein Ohr an ihren Mund und lauschte ihren flachen, unregelmäßigen Atemzügen. Er legte eine Hand an ihre Stirn, um ihr Fieber einzuschätzen. Er berührte ihre Hände und Füße und fühlte deren Kälte. Er zog erst das eine Lid, dann das andere nach oben und blickte in ihre blinden, starrenden Augen. Er ließ eine

seiner Hände auf ihrem Bauch ruhen und stand dabei so still, als lauschte er irgendeiner weit entfernten Stimme.

Schließlich richtete Euberacon sich auf. »Der Tod hat sie schon fast gefunden. Es gibt kein dem Menschen bekanntes Heilmittel mehr, das sie vor ihm retten wird.«

Rygehil schien es, als habe sich die Welt in zwei Hälften geteilt. »Es gibt nichts, das Ihr tun könnt?«, hörte er sich selbst fragen.

»Das ist nicht das, was ich gesagt habe. Es gibt Dinge, die getan werden können, aber ich werde für sie einen Preis verlangen.«

Whitcombs Bemerkung über ihre Seelen kehrte wie ein Echo in Rygehils Kopf zurück. »Was für einen Preis?«

Euberacon lächelte sein dünnes Lächeln. »Fasst Euch. Ich bin nicht der Teufel und habe demzufolge kein Interesse an Seelen.« Rygehil wollte schon zu einer scharfen Erwiderung ansetzen, doch dann sah er wieder zu Jocosa, bleich und still im Feuerschein, hinab und wagte es nicht.

»Eure Frau trägt eine Tochter in ihrem Leib. Ich erhebe Anspruch auf das Leben des Kindes im Austausch gegen das der Mutter.«

Rygehil öffnete den Mund, wollte fragen: »Woher wisst Ihr das? Wie könnt Ihr es wagen? Was für ein Mensch seid Ihr nur?«, doch stattdessen betrachtete er wieder den Raum mit seinen Tiegeln und Mörsern und namenlosen Schatten. Den Fremden, der das Leben seines Kindes forderte. Sein Kind, das im Schoß seiner Frau heranwuchs...

Seine Frau, die sterben würde, und das schon bald. Er konnte es fühlen, so wie er das Blut und die Angst in seinen Adern rauschen fühlte. Was war schon ein einzelnes Kind? Sie würden ein Dutzend haben. Es war ohne Belang, solch ein Pakt. Es würden sich bis dahin eine Viel-

zahl von Lösungen finden lassen. Dieser Mann, dieser Hexenmeister, würde sich am Ende möglicherweise mit Gold oder Land oder einer Dienerin zufriedengeben. Es bedeutete jetzt nichts, dieses Versprechen. Es bedeutete alles. Es bedeutete Jocosas Leben.

»Wenn das der Preis ist, so werde ich ihn bezahlen.«

Euberacons dunkle Augen funkelten. »So soll es denn sein.«

Der Zauberer verschmolz mit den Schatten und kehrte dann mit einem Stück Pergament zurück. Er breitete es auf einem der Arbeitstische aus. Dann wählte er eine der über ihm hängenden Kalebassen und löste den Riemen, mit dem sie an dem Deckenbalken befestigt war. Sobald er den Stöpsel entfernt hatte, füllte sich der Raum mit dem Duft von Myrrhe und Harz. Er gab etwas von dem Puder in eine flache Schale.

Euberacon nahm ein kleines Messer vom Tisch. Mit einem scharfen Streich schnitt er in seine eigene Handfläche. Rygehil keuchte. Der Zauberer bedachte ihn mit einem Blick, in dem Verachtung mitschwang, dann hielt er seine Wunde über die Schale. Helles Blut tropfte in den Puder. Aus einem Bündel Federkiele auf dem Tisch zog Euberacon eine pechschwarze Krähenfeder. Mit behutsamen Bewegungen vermischte er das Blut und den Puder zu dunkler Tinte. Nachdem er die Krähenfeder beiseitegelegt hatte, wählte er die Feder eines weißen Schwans aus. Mit demselben Messer, das seine Hand geschnitten hatte, spitzte er den Kiel zu. Anschließend tauchte er ihn in die Tinte. Trotz des Blutes war die Spitze von einem noch tieferen Schwarz als Euberacons prächtiges Gewand. Der Zauberer beugte sich über das Pergament und begann zu schreiben.

Rygehil versuchte zu sehen, welche Worte Euberacon

niederschrieb, doch ergaben die welligen Linien und die Punkte keinen Sinn für ihn. Er hatte einmal eine hebräische Schrift gesehen und dachte, dass es sich vielleicht darum handeln könnte, doch schien es ihm nicht ganz richtig zu sein.

Was auch immer er geschrieben hatte, Euberacon war bald fertig. Er ließ Sand auf sein Werk rieseln und blies ihn dann weg. Offensichtlich zufrieden, langte er nach einem gläsernen Tiegel, der nichts als reinstes Wasser zu enthalten schien. Als der Zauberer die Hand ausstreckte, konnte Rygehil seine Handfläche sehen. Die Wunde war vollständig verheilt.

Rygehil widerstand dem Drang, sich zu bekreuzigen. *Es ist für Jocosas Leben. Ihr Leben.*

Langsam, vorsichtig, goss Euberacon das Wasser aus dem Glasgefäß über die Worte, die er geschrieben hatte. Er neigte das Pergament so, dass die Flüssigkeit in einer Kupferschale aufgefangen wurde. Sobald das Wasser alle Worte benetzt hatte, setzte er den Tiegel und das Pergament vor sich ab und nahm die Schale auf.

»Haltet ihren Kopf«, wies er Rygehil an. »Öffnet ihren Mund.«

Rygehil bettete Jocosas Kopf in seine Armbeuge, dann zwängte er ihren Mund so sanft wie möglich mit zwei Fingern auf. Euberacon setzte die Schale an ihre Lippen und hob sie leicht an. Die Flüssigkeit rann in ihre Kehle, die Euberacon gleichzeitig streichelte.

Jocosa hustete einmal, dann wieder. Ihre Lider öffneten sich flatternd. Euberacon hielt ihr den Mund zu. Für einen kurzen Moment starrte sie entgeistert zu Rygehil hoch, dann sah er an der Bewegung ihres Halses, dass sie schluckte. Ihre Angst verflog im selben Augenblick, in dem sie ihn erkannte.

Euberacon zog seine Hand zurück.

»Mein Gemahl?«, wisperte Jocosa. »Welcher Tag ist heute? Wie lange habe ich geschlafen?«

»Meine Liebste!« Rygehil sank auf die Knie. Seine Hand zitterte, als er ihre Stirn berührte. Das Fieber war verschwunden und ihre Haut wieder warm und trocken. »Oh, meine Geliebte.« Er senkte seinen Kopf zu ihrer Hand hinab, unfähig, weiterzusprechen.

Über ihm ertönte Euberacons Stimme.

»Ich werde Euch und Euren Leuten heute Nacht Obdach gewähren. Aber macht Euch bei Morgengrauen wieder auf den Weg. Und denkt an Euer Versprechen. Sobald das Kind mündig ist, werde ich kommen, um es zu holen.«

»Ich ...« Rygehil sah auf.

Euberacon war verschwunden.

Rygehil schluckte schwer. Jocosa berührte seine Hand. »Was war das?«

»Nichts.« Er umfing sie mit seinen Armen. »Gar nichts, meine Geliebte.«



Sarah Zettel

Im Schatten von Camelot

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-24320-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2008

Wenn eine Liebe zur Legende wird!

Lady Rhian von den Moorlanden ist auf der Flucht vor ihrem Vater, der die junge Frau mit einem dunklen Magier vermählen will. Während Rhian nur mit ihrem Bogen und einer gehörigen Portion Selbstvertrauen durch die Wälder streift, trifft sie auf den edlen Sir Gawain. Dieser reitet gerade nach Camelot, um König Artus vor einer gefährlichen Intrige zu warnen. Natürlich weiß Gawain nur allzu gut, dass seine lebenswichtige Kunde keinen Aufschub duldet, aber gegen den Zauber von Rhian, deren Mut nur noch von ihrer Schönheit übertroffen wird, ist selbst der große Ritter der Tafelrunde machtlos ...